

Prof. Dr. Alfred Toth

Können Zeichen Realität austauschen?

1. „Can signs feed on reality?“ wäre der geschicktere Titel, allein, er lässt sich im Deutschen nicht nachahmen. Es geht um das bereits in einem anderen Aufsatz (Toth 2009) behandelte Bense-Zitat, das ich hier im ganzen Kontext bringe: „(...) dass nichts Zeichen sein kann, was nicht Realität war. In der Sprache Edgar A. Poes, dem beide, Valéry wie Paul Wunderlich, zugetan sind, wird das in den abschliessenden Sätzen der schönen ‚Arabeske‘ mit dem Titel ‚Das ovale Porträt‘ von 1842 beschrieben: ‚Der Maler war wild geworden im Gluteifer um sein Werk, und selbst die Züge seines Weibes zu betrachten, hob er die Augen selten nur noch von der Leinwand ab. Und er wollte nicht sehen, wie die Tönungen, die er darauf verteilte, den Wangen des Weibes entzogen wurden, das neben ihm sass ...“ (Bense 1979, S. 63).

2. Das Poe-Zitat ist natürlich nicht unbekannt, denn es diente, wie man seit langem weiss, Oskar Wilde als Vorlage für dessen Roman „The Picture of Doran Gray“ (1890) und taucht seither als Vorlage für eine lange Reihe ähnlicher Motive vor allem in Horror-Filmen auf. Was Bense von seinem monokontexturalen Standpunkt aus natürlich meint, ist, dass Zeichen niemals neues Sein, nur neues Seiendes schaffen können. Dass sie neues Seiendes schaffen können, geht etwa aus der Kunst, dem Design, der Technik hervor und wird von Bense formal durch die eigenreale Kraft der „Seinsvermehrung“ der Zeichenklasse des Zeichens, der Zahl und des ästhetischen Zustands erklärt (Bense 1992, S. 16). Es sollte denn halt besser von „Seiendesvermehrung“ die Rede sein, und diese findet sich neben den genannten, mit dem ästhetischen Zustand assoziierten Gebieten vor allem in der mit dem Zeichen assoziierten Semiotik und der mit der Zahl assoziierten Mathematik. Spricht man den Zahlen unabhängiges ontologisches Sein ab, so ist die gesamte Mathematik nichts anderes als eine gigantische Welt von Seiendesvermehrung.

3. Allerdings ist das Poe-Beispiel kaum dazu intendiert, Benses monokontexturalen Gedankengang zu illustrieren. Denn ein Zeichen kann zwar Realität substituieren (etwa eine reale Person durch ihr Porträt wie in der zitierten Geschichte), aber es kann wegen der Trennung des dem semiotischen Raum angehörenden Zeichens und der dem ontologischen Raum angehörenden Person nicht zu einer gegenseitigen Partizipation beider metaphysischer Räume kommen. Das ist aber exakt das, was Poe – und sein Nachfahre Wilde –

schildert: Der Maler malt sozusagen die Hautfarbe des ontischen Objektes Geliebte als Zeichen für das semiotische Objekt, ihr Porträt, auf die Leinwand. Das ist eindeutig magisch, denn der von Poe geschilderte Malvorgang lässt nicht mehr klar erkennen, wo die Grenze zwischen Zeichen und Objekt ist und führt damit auch dazu, zwischen Zeichen und Objekt selbst nicht mehr klar zu unterscheiden: Malt der Maler tatsächlich die reale Hautblässe der lebenden Person auf die Leinwand, dann ist sein Zeichen ein Objekt, denn es ist ja dieselbe Blässe auf der Haut und auf der Leinwand. Andererseits ist sein Objekt, die Geliebte, aber auch ein Zeichen, denn sie verändert sich durch das Malen. Normalerweise verändert sich nur das Bild beim Malen; die Person, d.h. das Objekt, aber muss nach einem semiotischen Theorem Benses invariant bleiben (vgl. Bense 1975, S. 39 ff.). In einer monokontexturalen Semiotik gilt, dass Zeichen ihre Objekte nicht verändern können. Eine Semiotik, in der dies möglich ist, wo also die Objekte ihre Zeichen verändern können, ist somit eine polykontexturale Semiotik, denn genau dies ist bei Poe und Wilde der Fall. Bei Wilde verändert ja das Objekt, Dorian, und sein unheilvoller Lebenswandel, nicht ihn selbst, wie dies in einer monokontexturalen Welt das einzig Mögliche wäre, sondern das Zeichen, d.h. das Bild, das mit den Jahren immer schauderbarer wird, während Dorian offenbar eine ewige makellose Jugendlichkeit bewahrt.

Für die monokontexturale Semiotik gilt also stets

$ZR \parallel \Omega$,

d.h. Zeichen und Objekt sind stets durch eine Kontexturgrenze getrennt. ZR kann zwar Ω substituieren, aber nur, indem es „thematisch“ von ihm „verschieden“ ist (Bense 1981, S. 170), d.h. aber, das Objekt Ω bleibt bestehen und ist durch das Zeichen ZR nicht veränderbar.

Demegegenüber gilt für die polykontexturale Semiotik

$ZR \rightleftharpoons \Omega$,

d.h. Zeichen und Objekt sind austauschbar, sie können an ihnen (und damit an den semiotischen und ontologischen Räumen, deren Teil sie sind) partizipieren. Zeichen und Objekt sind thematisch nicht mehr verschieden, somit kann man nicht entscheiden, was Zeichen und was Objekt ist und somit kann natürlich das Objekt sein Zeichen in beliebiger Weise verändern.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Das Auge Epikurs. Stuttgart 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Toth, Alfred, "dass nichts Zeichen sein kann, was nicht Realität war" (Bense 1979, S. 63) In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics (erscheint, 2009)

20.12.2009